



Annie Ernaux

Das andere
Mädchen

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1539 der Bibliothek Suhrkamp

Annie Ernaux
Das andere Mädchen

Aus dem Französischen
von Sonja Finck

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
L'autre fille bei NiL Éditions, Paris.

S. 7: Flannery O'Connor: *Die Gewalt tun*,
aus dem amerikanischen Englisch von Cornelia C. Walter, Diogenes 1987



Erste Auflage 2022

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

© NiL Éditions, Paris, 2011

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Willy Fleckhaus.

Umschlagfoto: Annie Ernaux' Vater und ihre Schwester Ginette bei der feier-
lichen Erstkommunion einer Nichte in Le Havre, 1937, Archiv Annie Ernaux.

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin. Alle Rechte vorbehalten.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22539-4

www.suhrkamp.de

Das andere Mädchen

»Kinder sind dazu verdammt, alles zu glauben.«

Flannery O'Connor

Das ovale sepiafarbene Foto klebt in einem Umschlag aus vergilbtem Karton und zeigt ein auf einem Stapel Festonkissen sitzendes Kleinkind im Dreiviertelprofil. Es ist mit einem bestickten Hemd bekleidet, dessen breiter Träger hinter der Schulter zu einem großen Knoten gebunden ist, wie eine riesige Blume oder ein überdimensionaler Schmetterling. Das Kind hat einen länglichen, eher dünnen Körper und streckt die gespreizten Beine zur Tischkante aus. Unter dem dunklen Haar, das auf der gewölbten Stirn zu einer Tolle gedreht ist, reißt es mit fast schon beängstigender Intensität die Augen auf. Die Arme hat es nach Kleinkindmanier geöffnet, sie scheinen in Bewegung. Man hat den Eindruck, es wolle aufspringen. Unter dem Foto die Signatur des Fotografen – M. Ridel, Lillebonne –, seine ineinander verschränkten Initialen prangen auch oben links auf dem Umschlag, der sehr schmutzig ist und halb auseinanderfällt.

Als Kind glaubte ich – jemand muss es mir gesagt haben –, ich wäre das Kind auf dem Foto. Ich bin es aber nicht, du bist es.

Dabei gab es noch ein anderes Bild, von demselben Fotografen, das mich auf demselben Tisch zeigte, das dunkle Haar zu einer ähnlichen Tolle gedreht, aber ich wirkte gut genährt, meine Augen verschwanden in einem runden Gesicht, eine Hand lag zwischen den Schenkeln. Ich kann mich nicht erinnern, dass der offensichtliche Unterschied zwischen den beiden Fotos neugierig gemacht hätte.

Jedes Jahr besuche ich um Allerheiligen herum den Friedhof von Yvetot und bringe Blumen zu den Gräbern. Dem der Eltern und deinem. Von Mal zu Mal vergesse ich, wo genau sie sich befinden, aber ich orientiere mich an dem großen, sehr weißen Kreuz, das vom Hauptweg aus sichtbar ist und dein Grab neben ihrem überragt. Ich stelle Chrysanthemen in unterschiedlichen Farben auf beide Gräber, manchmal auf deins auch eine Erika, ich drücke den Topf in den dafür vorgesehenen Kies am Fuß der Grabplatte.

Ich weiß nicht, ob man an Gräbern viel denkt. Vor dem der Eltern bleibe ich einen Moment stehen. Als wollte ich sagen, »da bin ich«, und ihnen berichten, was ich im letzten Jahr so gemacht, was ich geschrieben habe und noch zu schreiben hoffe. Dann trete ich

an dein Grab, rechts daneben, ich betrachte die Stele und lese die großen goldenen Lettern der viel zu glänzenden Inschrift, die in den Neunzigerjahren erneuert worden sind, die alten, viel kleineren, unlesbar gewordenen Buchstaben einfach mit den neuen überschrieben. Aus eigener Initiative hatte der Steinmetz einen Teil der ursprünglichen Inschrift entfernt und unter deinen Vor- und Nachnamen nur eine einzige weitere Information gesetzt, wahrscheinlich, weil er sie für wesentlich hielt: »Verstorben am Gründonnerstag 1938.« Sie war mir aufgefallen, als ich das Grab zum ersten Mal gesehen hatte. Der in Stein gemeißelte Beweis für Gottes Wahl und deine Heiligkeit. Seit fünf- undzwanzig Jahren besuche ich die Gräber, aber dir habe ich nie etwas zu sagen.

Dem Geburtenregister zufolge bist du meine Schwester. Du trägst denselben Nachnamen wie ich, Duchesne, meinen »Mädchennamen«. Im zerfledderten Stammbuch der Eltern stehen wir in der Rubrik »Geburt und Tod der in der Ehe geborenen Kinder« untereinander. Du ganz oben mit zwei Stempeln vom Standesamt in Lillebonne (Departement Seine-Inférieure), ich mit einem einzigen Stempel – wenn ich sterbe, wird mein Tod unter einem anderen Nachnamen in ein anderes Stammbuch eingetragen werden,

der Beweis, dass ich eine eigene Familie gegründet habe.

Trotzdem bist du nicht meine Schwester, bist es nie gewesen. Wir haben nicht zusammen gespielt, gegessen, geschlafen. Ich habe dich nie berührt, nie geküsst. Ich weiß nicht, welche Augenfarbe du hattest. Ich habe dich nie gesehen. Du hast keinen Körper und keine Stimme, bist nur ein flaches Bild auf einer Handvoll Schwarz-Weiß-Fotos. Ich habe keine Erinnerungen an dich. Bei meiner Geburt warst du schon zweieinhalb Jahre tot. Du bist das Kind im Himmel, das unsichtbare kleine Mädchen, über das nie geredet wurde, die Abwesende aller Gespräche. Das Geheimnis.

Du warst schon immer tot. In dem Sommer, als ich zehn Jahre alt war, kamst du als Tote in mein Leben. Geboren und gestorben in einer Erzählung, wie Bonny, die Tochter von Scarlett und Rhett in *Vom Winde verweht*.

Die Szene der Erzählung ereignete sich in den Sommerferien 1950, den letzten, in denen ich und meine Cousinen zusammen mit ein paar Mädchen aus der Nachbarschaft und einigen Kindern aus der Stadt, die die Ferien in Yvetot verbrachten, von morgens bis abends durch die Gegend zogen. Wir spielten Einkau-

fen oder Erwachsensein und bauten uns aus Getränke-
kekisten, Pappkartons und alten Tüchern eine Hüt-
te in einem der zahlreichen Nebengebäude auf dem
Hof meiner Eltern. Wir standen abwechselnd auf der
Schaukel und sagten um die Wette *Il fait bon chez
vous Maitre Pierre* und *Ma guêpière et mes longs ju-
pons*, wie im Radio. Wir rissen aus, um Brombeeren
zu sammeln. Mit den Jungs zu spielen, hatten die El-
tern uns mit der Begründung verboten, sie seien zu
wild. Abends trennten wir uns, vor Dreck starrend. Ich
wusch mir Arme und Beine und freute mich auf den
Morgen, wenn wir weitermachen würden. Im nächs-
ten Jahr würden die Mädchen in alle Richtungen ver-
streut oder zerstritten sein, ich würde mich langweilen
und meine Zeit nur mit Lesen verbringen.

Ich würde lieber weiter von diesen Ferien berichten,
die Sache hinauszögern. Sobald ich von dieser Erzäh-
lung erzähle, wird es vorbei sein mit der Unschärfe
des Erlebten, als würde ich einen Film entwickeln, der
sechzig Jahren im Schrank gelegen hatte.

Es ist ein Sonntag, spätnachmittags, auf der schmalen
Straße, die an der Rückseite des Geschäfts meiner El-

tern entlangführt, sie heißt Rue de l'École, weil es hier zu Beginn des Jahrhunderts eine katholische Grundschule gab, neben dem kleinen Garten mit Rosen und Dahlien, der von einem hohen Maschendrahtzaun auf einer unkrautüberwucherten Böschung umgeben ist, parallel zur Hausmauer. Gegenüber eine dichte, hohe Hecke. Meine Mutter unterhält sich seit einiger Zeit angeregt mit einer jungen Frau aus Le Havre, die mit ihrer vierjährigen Tochter die Ferien bei ihren Schwiegereltern, den S., verbringt, sie wohnen in dem Haus ein kleines Stück die Rue de L'École hinunter. Vermutlich ist meine Mutter aus dem Laden getreten, der damals nie geschlossen hatte, um noch ein wenig mit ihrer Kundin zu plaudern. Ich spiele ganz in der Nähe mit dem kleinen Mädchen, das Mireille heißt, Fangen. Ich weiß nicht, warum ich hellhörig wurde, vielleicht die plötzlich gesenkte Stimme meiner Mutter. Ich beginne zuzuhören, als atmete ich nicht mehr.

Ich kann ihre Erzählung nicht Wort für Wort wiedergeben, nur den Inhalt und einige Sätze, die die Jahre bis heute überdauert haben, Sätze, die wie eine kalte, lautlose Flamme über mein Kinderleben hinwegfuhr, während ich weiter neben meiner Mutter herumspang und mich drehte, mit gesenktem Kopf, um bloß keine Aufmerksamkeit zu erregen.

[Hier ist mir, als zerreißen die Worte einen dämmerigen Bereich, sie treffen mich, und nichts ist mehr wie zuvor.]

Sie erzählt, dass sie und ihr Mann vor mir eine andere Tochter gehabt hätten, die vor dem Krieg in Lillebonne an Diphtherie gestorben sei. Sie beschreibt die Beläge in Hals und Rachen, die Atemnot. Sie sagt: *bei ihrem Tod sah sie aus wie eine kleine Heilige*

sie gibt deine letzten Worte wieder: *bald bin ich im Himmel bei der Jungfrau Maria und beim Jesuskind*

sie sagt, *mein Mann ist durchgedreht*, als er von der Arbeit in der Raffinerie in Port-Jérôme nach Hause kam und du warst tot

sie sagt, *es ist etwas anderes, wenn man den Lebensgefährten verliert*

über mich sagt sie, *sie weiß von nichts, wir wollten sie nicht belasten*

am Schluss sagt sie über dich, *sie war viel lieber als die da*

Die da, das bin ich.

Die Szene der Erzählung ist so unveränderlich wie ein Foto. Ich sehe vor mir, wo die beiden Frauen standen,



in welchem Abstand zueinander. Meine Mutter im weißen Kittel, die sich hin und wieder mit ihrem Taschentuch die Augen abtupft. Die Silhouette der jungen Frau, eleganter als unsere sonstigen Kundinnen, im hellen Kleid, das Haar im Nacken zu einem Dutt gebunden, mit schmalem Gesicht. (Durch die spontane Auswahl, die die Erinnerung unter den vielen Menschen trifft, denen man im Leben begegnet, um sie wie bei einem Kartenspiel zu Paaren zusammenzufügen, verwechsle ich sie jetzt mit der Leiterin einer Ferienkolonie in Ymare bei Rouen, in der ich 1959 als Betreuerin gearbeitet habe, ihr Spitzname war »Ameise« und sie trug nur weiße und beige Kleidung.)

Mehr als alles andere dient mir eine Art körperliche Halluzination als Beweis dafür, dass die Szene wirklich stattgefunden hat, ich *spüre*, wie ich in enger werdenden Kreisen um die beiden Frauen herumlaufe, ich *sehe* die Pflastersteine in der Rue de l'École vor mir, die erst in den Achtzigerjahren asphaltiert wurde, die Böschung, den Maschendrahtzaun, das schwindende Licht, als müsste man sich jedes Detail der Welt einprägen, um das, was gerade passiert, ertragen zu können.

Ich kenne das genaue Datum dieses Sommersonntags nicht, aber für mich war er immer im August. Vor

fünfundzwanzig Jahren erfuhr ich bei der Lektüre von Paveses *Tagebuch*, dass der Autor am 27. August 1950 in einem Hotel in Turin Selbstmord begangen hat. Ich sah sofort nach, es war ein Sonntag. Seitdem gehe ich davon aus, dass es derselbe Tag war.

Mit jedem Jahr entferne ich mich weiter von dem Tag, aber das ist eine Illusion. Zwischen dir und mir gibt es keine Zeit. Nur Worte, die sich nie verändert haben.

Lieb. Mir scheint, ich wusste längst, dass dieses Wort nicht auf mich zutraf, schließlich sagten meine Eltern, je nachdem, wie ich mich aufführte, tagtäglich zu mir, ich sei *aufsässig, schlampig, gefräßig, eine Besserwisserin, eine Nervensäge, du hast den Teufel im Leib*.

Doch ihre Vorwürfe prallten an mir ab, an meiner Gewissheit, dass ich geliebt wurde, denn sie kümmerten sich pausenlos um mich und machten mir oft Geschenke. Ich war ein verhätscheltes Einzelkind und mühelos Klassenbeste, deshalb fühlte ich mich im Recht, so zu sein, wie ich war.

Lieb war ich auch nicht in den Augen Gottes, worauf mich Pfarrer B. bei meiner ersten Beichte im Alter von sieben Jahren kategorisch hinwies, nachdem

ich ihm gestanden hatte, »allein oder mit anderen Unkeusches getan zu haben«, was heute als eine normale Entdeckung der Sexualität gelten würde, wofür ich aber ihm zufolge direkt in die Hölle kam. Wie eines Tages die Direktorin des Mädchenpensionats sagte, während sie mich mit ihren funkelnden Augen musterte, »man kann in allen Fächern eine Eins haben und trotzdem nicht gottgefällig sein«. Ich war der Religion nicht zugeneigt. Ich liebte Gott nicht, ich hatte Angst vor ihm, aber das fiel niemandem auf – bloß verstocktes Schweigen, wenn meine Mutter mir in der Kirche vor der roten Kerze kniend zuflüsterte, *bete zum Jesuskind*, eine Aufforderung, die ich naiv fand, der allmächtigen Mutter, die sie war, unwürdig.

Lieb bedeutete auch zärtlich, anschniegssam, »*amitiieux*«, wie man im Normannischen über Kinder und Hunde sagte, »verschmust«. Ich hingegen war im Umgang mit Erwachsenen distanziert, ich beobachtete sie und hörte ihnen zu, statt sie zu umarmen, also galt ich nicht als *lieb*. Doch im Umgang mit den Eltern war ich es meinem Empfinden nach schon, sogar mehr als andere Kinder.

Sechzig Jahre später stoße ich mich immer noch an dem Wort, versuche ich, seine Bedeutung in Bezug